

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 32 (1928-1929)

Heft: 7

Artikel: Die Tochter des Kunstreiters [Fortsetzung]

Autor: Brackel, Ferdinande v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 1. Januar 1929.

Heft 7

Neujahrsgruß.

Ein Jahr ist nichts, wenn man's verpußt:
Ein Jahr ist viel, wenn man es nutzt.

Ein Jahr ist nichts, wenn man's verflachte:
Ein Jahr war viel, wenn man's durchdachte.

Ein Jahr war viel, wenn man es ganz gelebt,
Im eignen Sinn genossen und gesstrebt:

Ein Jahr war nichts, wenn man sich selbst verlor,
In irrem Zug zu fremden Fahnen schwor.

Das Jahr war nichts, bei aller Freude tot,
Das uns im Innern nicht ein Neues bot:

Das Jahr war viel, in allem Leide reich,
Das uns getroffen mit des Geistes Streich!

Ein leeres Jahr war kurz, ein volles lang:
Nur nach den vollen mißt des Lebens Gang.

Ein leeres Jahr ist Wahn, ein volles wahr:
Sei jedem voll dies gute neue Jahr!

Hanns von Gumpenberg.

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinand v. Brackel.

7. Kapitel.

Mein muß sie sein — Mein muß sie sein!

Loreley.

Widerwärtige Angelegenheiten haben meist auch noch die Eigenschaft, uns zu den uns unquemsten Stunden zu belästigen. Clemens Dahnow liebte die Ruhe allezeit, die innere wie die äußere, absonderlich aber die Morgenruhe. Der Tag schien ihm verfehlt, wo er nicht Morgenschlaf, Morgenkaffee, Morgenzigarre und Morgenzeitung ungestört genießen konnte. Durch die Degenthal'sche Geschichte war seine innere Ruhe schon ins Schwanken geraten, jetzt wurde auch seine äußere von ihr bedroht.

Wenige Tage nach der Unterredung stürmte Degenthal eines Morgens in der Frühe in das

Schlafzimmer seines Freundes, dem Einspruch erhebenden Diener zum Trotz.

Dahnow wollte dessen Protest ebenso entschieden erneuern, als ein Blick auf seinen Freund ihn verstummen ließ; denn bleich und verstört aussehend, war Kurt in einer Erregung, die Zeit und Ort nicht achtet. „Lies das,“ sagte er mit heiserer Stimme, Dahnow einen Brief hinreichend, dessen zerfitterter Zustand schon zeigte, wie beunruhigend der Inhalt auf den Leser gewirkt hatte.

Degenthal ging dann mit großen Schritten in dem Gemach auf und nieder.

Eine Liebesgeschichte hat stets das Eigentümliche, nur dem unmittelbar Beteiligten zu impnieren. Bei traulicher Wanderung im Grünen

oder in stiller Abendstunde bei Sternenlicht können wir wohl an den hochgehenden Wogen solcher Herzensergießungen verständnisinnig teilnehmen; aber wenn wir morgens halb acht noch in den Kissen liegen und die Morgensonne uns ins verschlafene Antlitz scheint, da kann der tragische Liebhaber nur auf die nüchternste Auffassung rechnen.

Dahnow las mit der kaltherzigsten Befriedigung den hingereichten Brief, der die Unterschrift des Direktors trug. „Indem ich Ihnen, hochzuverehrender Herr Graf,“ lautete er, „für die Ehre danke, die Sie durch Ihre gestrige Anfrage meiner Tochter wie mir erwiesen, muß ich doch die Bitte, die Sie an mich richteten, ein für allemal entschieden zurückweisen. Ich zweifle durchaus nicht an Ihrer festen Absicht, das Glück meines Kindes zu begründen; Ihre Jugend allein spiegelt Ihnen aber die Möglichkeit dazu vor. Sie werden nie die Einwilligung Ihrer Familie zu dieser Verbindung erhalten, und ich kann von deren Standpunkt aus dies nur als berechtigt erkennen, da unsere Lebensbahnen zu verschieden sind. Aber niemals werde ich auch zugeben, daß meine Tochter in Verhältnisse tritt, wo sie nicht mit Freuden aufgenommen werden könnte, wo ihre Verbindung nur Anlaß zu Zwist und Mißstimmung gäbe, deren Folgen sie stets zu tragen hätte. Sie selbst, Herr Graf, haben in der Erregung des Augenblickes die Tragweite Ihres Entschlusses nicht ermessen. Meine Tochter erkennt vollkommen die Richtigkeit meiner Gründe an. Ich will Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie ihr Wort gewonnen, ehe Sie meine Ansicht darüber fannen, indem meine Tochter mir sagte, Welch seltsame Täuschung Sie zu Ihrer Erklärung veranlaßte; — mit jungen, liebenden Herzen soll man nicht streng rechten. Doch bedauere ich sehr, zu spät gekommen zu sein. Ein Gerücht hatte mich auf das aufmerksam gemacht, was leider jetzt eingetroffen ist. An Sie, Herr Graf, muß ich aber um so mehr die Bitte stellen, meine Entscheidung streng zu achten und in keiner Weise meine Tochter in ihrem Entschluß wankend zu machen oder ihr denselben erschweren zu wollen. Suchen Sie nicht ihren Aufenthalt zu erforschen; wir verlassen auf einige Zeit diese Gegend. Sie werden mir einst selbst für den Schmerz danken, den ich Ihnen heute bereiten muß, und an den ich gern glaube, wie an die Aufrichtigkeit aller Ihrer Gesinnungen. Mit

der aufrichtigsten Hochachtung usw. Ihr ergebtester Karrsten.“

„Bernünftiger Mann!“ klang es aus Dahnows tiefster Seele. Doch ehe das Wort noch laut wurde, schien es ihm Degenthal schon von den Lippen zu lesen.

Funkelnden Blickes blieb er vor dem Freunde stehen. „Du findest das natürlich alles vortrefflich, ausgezeichnet, ganz deine Meinung,“ sagte er schneidend und mit hebender Stimme, „wie unglücklich wir auch werden mögen durch diese philisterhafte Auffassung! O, sie haben sie zu Tode gequält, bis sie das erreicht!“ rief er wie außer sich und warf sich auf einen Stuhl, die Hände vor das Antlitz schlagend.

Dahnow wandelte menschliches Rühren an. „Armer Junge,“ sagte er möglichst teilnahmsvoll, ihm die Hand reichend. Innerlich dachte er aber noch mehr: „Armes Mädchen!“ Seltamerweise geht das Liebesnein des anderen Geschlechtes uns immer mehr zu Herzen, als das des eigenen. Er sah wieder jenen Blick, mit dem sie Kurt nachgeschaut und in dem ihr ganzes Herz gelegen hatte. Warum sie es gerade an den verloren, begriff er nicht recht: kein Mann begreift, daß der andere sehr geliebt werden kann. Aber es war einmal so, und daß das liebliche Geschöpf vielleicht jetzt ebenso traurig dareinschaut wie der da vor ihm Sitzende, das ging dem ehrlichen Mecklenburger doch gewaltig nahe.

„Lies auch das noch,“ sagte Degenthal, ihm einen zweiten Zettel hinreichend, da er die weichere Stimme des Freundes witterte. Eine Mädchenhand hatte nur die wenigen Worte darauf geworfen: „Es war ein schöner, aber großer Irrtum. Es ist besser, zu scheiden. Leben Sie wohl. Gott segne Sie. Nora.“

Dahnow seufzte; ein gewisses Schuldbewußtsein stieg in ihm auf, mit Ursache dieses Kummers zu sein. Eine Weile blieben beide Freunde stumm. Aber je mehr Dahnow nachdachte, um so mehr siegte die trockene Morgenstimmung wieder. Sie wäre jung und schön und würde vergessen, andere würden sie trösten, meinte er.

„Weißt du, Alter,“ begann er demgemäß in versöhnlichstem Tone, „wie traurig es auch für den Augenblick ist, so hat ihr Vater doch wohl recht; jetzt ist die Trennung noch leichter, und du würdest doch nie die Schwierigkeiten haben bewältigen können.“

Degenthal schnellte ordentlich empor. „Glaubst

du denn, daß ich es dabei lassen werde?" schrie er.

Dahnow hatte einen verkehrten Schachzug getan. Nichts befestigt in solchen Sachen mehr, als der Zweifel an der Möglichkeit des Gelingens. „Glaubst du, daß so ein Wisch," und Degenthal schleuderte den Brief verächtlich von sich, „mich in meinem Entschluß wankend machen würde? Bis an den Nordpol werde ich sie suchen! Ich weiß, sie liebt mich, und niemand soll uns trennen.“

Dahnow hätte Lust gehabt, wegen des Nordpols zu erwähnen, daß dort ein sehr abkühlendes Klima sei; da seine Worte aber bis jetzt eine so unglückliche Wirkung gehabt hatten, hielt er es für weiser, zu schweigen. Degenthal fuhr unaufhaltsam fort. „Ich habe sofort alle erdenklichen Versuche angestellt, etwas über sie zu erfahren. Ich hörte nichts, als daß sie gestern Morgen abgereist seien. Hätte ich nur Nora nicht das Versprechen gegeben, nicht vor der Antwort des Vaters wiederzukommen! Ich war heute morgen schon auf dem Telegraphenamt, wie auf der Post; ich dachte, der Direktor könne dort Adressen zurückgelassen haben. Aber ich erfuhr nichts. Jetzt erkundige ich mich an der Eisenbahn. Karsten ist eine bekannte Persönlichkeit, man muß dort etwas in Erfahrung bringen.“

„Du bist ja recht zeitig gewesen,“ brummte Dahnow dazwischen, mit einem trübseligen Gedanken an seine gestörte Ruhe.

Degenthal beachtete es aber nicht. „Nun habe ich hier noch eine Nachricht erhalten,“ fuhr er fort, „und um deshalb mußte ich dich stören. Du könntest mir einen großen Gefallen tun. Meine Mutter schrieb mir gestern, daß sie kommen wolle; ich verstand nicht recht, wann. Meine Gedanken sind zu zerstreut. Da ich aber wahrscheinlich abreisen muß, kann ich sie nicht empfangen. Sei so freundlich, sie am Bahnhofe zu begrüßen. Da, lies ihren Brief, damit du weißt, wann; ich kann mich nicht darum kümmern.“

Dahnow las ergeben auch dies dritte Schrei-



Giovanni Giacometti: Die Magd.

ben. „Deine Mutter will nicht hierher kommen: sie ist nur auf der Durchreise nach Brüssel, wo sie deine Cousine aus dem Pensionat holen will. Sie hofft aber, dich am Bahnhofe zu treffen und rechnet darauf, daß du sie begleiten würdest.“

„Davon kann jetzt keine Rede sein,“ erklärte Degenthal.

„Es wird deiner Mutter aber sehr auffallend sein, wenn du ihr diese kleine Gefälligkeit abschlägst!“

„O nein,“ meinte Degenthal; „sie wird meinen Brief schon haben und wissen, warum.“

„Es ist sehr fraglich, ob sie deinen Brief schon hat,“ sagte Dahnow wieder, indes er gar nicht daran zweifelte, daß die Gräfin den seinen erhalten habe und daher einen Reiseabsteher für Degenthal sehr günstig fände. „Dem

Poststempel zufolge ist es sehr möglich, daß dein Brief sie nicht erreichte. Wie dem auch sei, du wirst die gute Stimmung deiner Mutter immer nötig genug haben, um sie nicht unnütz zu erzürnen. Wie ich damals deine unbedingte Abhängigkeit nicht begriff, so ist es mir jetzt unerklärlich, wie du so gar nicht daran denkst, ihre Gefühle zu schonen. Ich habe es dir freilich prophezeit."

Ein tüchtiges, gesundes Wort findet auch in das erregteste Gemüt immer am ersten Eingang. So auch hier. Degenthal fühlte sich getroffen; er murmelte etwas von „was ihm jetzt am wichtigsten sein müsse“; doch Dahnow verfolgte den errungenen Vorteil.

„Ob du deine Nachforschungen einen Tag später oder früher beginnst, ist jedenfalls gleichgültig. Der Direktor ist kein Mann, der spurlos verschwinden kann; also behalte jetzt die Hauptsache im Auge: deine Mutter dir freundlich gesinnt zu erhalten. Auf der Reise findet sich Gelegenheit zu manchem vertraulichen Wort.“

„Ich werde sehen,“ sagte Degenthal. „Aber jedenfalls sei du auch am Bahnhofe; wenn ich kann, werde ich dir folgen. Ich glaube, du meinst es gut mit uns.“

„O Herr,“ dachte Dahnow, als Degenthal sich endlich entfernt hatte, „wenn er es wüßte!“ Griesgrämig schellte er seinem Diener und stürzte den Kopf in einige Waschbecken kalten Wassers, um sein Gleichgewicht wieder herzustellen, und dann, in einen türkischen Schafrock gehüllt, ein herausforderndes Zez auf dem Haupte, zu einem möglichst behaglichen Morgenkaffee überzugehen. Doch wenn das „Schicksal“ sich gegen uns verschwört, helfen uns selbst die „Götter“ nicht. Der braune Trank duftete eben in der Tasse, das erste Wölkchen der Havanna wirbelte in die Luft und die Morgenzeitung lag noch unaufgefaltet neben ihm, als schon wieder ein Gast an der Tür erschien und sich ebensowenig als der erste abweisen ließ. Außerdem mißmutig und etwas verlegen griff Dahnow nach seiner roten, muselmännischen Kopfbedeckung, als der neue Eindringling schon vor ihm stand. Er musterte ihn mit erstaunten Blicken: ein schlanker Mann in den mittleren Jahren, dessen langer, schwarzer Rock seinen geistlichen Stand anzeigte.

„Kaplan Lücke, der frühere Erzieher des Grafen Degenthal,“ sagte der Fremde. „Sie

werden meinen Namen kennen durch Graf Kurts Vermittlung, wie ich in Ihnen, Baron Dahnow, seinen besten Freund weiß.“

Dahnows Züge hellten sich auf; er hatte durch Kurt zuviel von dem würdigen Manne gehört, um ihn nicht gern willkommen zu heißen.

„Was mich zu Ihnen führt, werden Sie erraten, Herr Baron,“ sagte der Geistliche, gerade auf den Gegenstand kommend, obgleich bei den Worten auf Dahnows Stirn eine Wolke wieder aufzog. „Zuerst und hauptsächlich soll ich Ihnen den Dank der Frau Gräfin aussprechen,“ fuhr er fort, „für den echten Freundschaftsdienst, den Sie ihr und ihrem Sohne durch Ihren Brief geleistet haben.“

„Er würde ihn mir schwerlich danken, wenn er davon wüßte,“ sagte Dahnow melancholisch. „Wer weiß, ob man gut tut, sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern! Man macht die Leute zehnmal leichter unglücklich als glücklich,“ setzte er unwirsch hinzu.

„Wie steht die Sache?“ fragte der Geistliche weiter, ohne auf den Einwurf einzugehen.

„Gut und schlecht, wie Sie oder er es nennen,“ sagte Dahnow und berichtete die Ereignisse der letzten Stunden. „Natürlich denkt er noch nicht daran, die Sache aufzugeben. Wenn die Frau Gräfin etwa meint, den Herrn Sohn mit Redensarten heimzufrieren, irrt sie sehr; dann geht er ihr ganz gewiß durch.“

„Halten Sie es für eine Intrige der Familie... eine Berechnung, den jungen Grafen zu... nun, einzufangen, wie der landläufige Ausdruck sagt?... Was halten Sie von der jungen Dame?“ inquirierte der Geistliche weiter, als suchte er sich ein klares Bild von der Sache zu machen.

„Mit solchen Augen, wie die sie hat, braucht sie nicht zu intrigieren und zu suchen, ob sie jemand einfangen kann,“ antwortete Dahnow immer in demselben unwirschsten Tone. „Soviel sage ich Ihnen, Herr Kaplan: wenn ich sie fest hätte, wer weiß, ob ich sie aufgäbe, und wenn die ganze Welt dagegen wäre! Sie ist ein Mädchen, wie jeder Mann sich nur seine Liebe träumen kann... Aber das ist ja nicht Ihr Fach,“ setzte Dahnow plötzlich mit einem freundlichen Lächeln hinzu, sich entsinnend, daß er einem Fremden gegenüber stände. Wenn aber Dahnow lächelte, hatte er etwas sehr Gewinnendes, was jeden unangenehmen Eindruck verwischte.

„Die junge Dame war als Kind bereits schön und selten begabt,“ fuhr der Geistliche in dem eigenen Gedankengange fort. „Schon um der verstorbenen Mutter willen nehme ich großen Anteil an dem Kinde, und es würde mir unsäglich leid tun, wenn die Erziehung, die wir ihr nach bestem Willen geben ließen, sie nur zu einer Intrige fähiger gemacht hätte, wie die Frau Gräfin meint.“

„Wer spricht von Intrige?“ rief Dahnow. „Können Frauen nie etwas einfach nehmen? Sie meinen immer, das müßte fein angelegt und ausgesponnen sein. Was gibt es einfacheres, als daß ein junger Mann sich in ein selten schönes, liebenswürdiges Mädchen verliebt, und sie in ihn? Wäre die vertrackte Stellung des Vaters nicht, man könnte ihm wahrlich Glück dazu wünschen. So begreife ich, daß es der Gräfin ein Dorn im Auge . . . aber ich tue nichts mehr in der Sache, gar nichts, das sage ich Ihnen.“

Der Kaplan sah den jungen Mann aufmerksam an. Er schien seine eigenen Gedanken dabei zu haben; denn ein feines Lächeln spielte um seine Lippen, als Dahnow sich jetzt abwandte und, beide Hände in die weiten Taschen seines türkischen Schlafrocks versenkt, in Gedanken verloren am Fenster stand.

„Ich glaube, wie die Sache jetzt liegt, brauchen wir auch nichts darin zu tun. Der Vater hat ja vor der Hand selbst abgebrochen. Da wird es am besten sein, die Angelegenheit ruhen zu lassen. Die Frau Gräfin hofft, daß Graf Kurt sie nicht allein nach Brüssel, sondern auch dann heimbegleiten wird, und gedenkt ihn dazu zu bewegen. Andere Kreise, andere Beschäftigung . . . da wird sich die Leidenschaft legen und der Schmerz heilen.“

„So, meinen Sie das?“ sagte Dahnow, sich fast zornig umwendend. „Sie müssen einen verzweifelt kurzen Begriff von der Liebe haben, daß Sie das so leicht nehmen!“

„Sie haben ja eben selbst gesagt, daß es mein Fach nicht sei,“ meinte der Kaplan, ruhig lächelnd. „Einige Beispiele habe ich aber immerhin für meine Behauptung. Es wäre schlimm, wenn jeder Jugendindruck unauslösch-



Giovanni Giacometti: Winterlandschaft.

lich wäre . . . und Sie selbst, Herr Baron, sprächen ja auch ganz Ähnliches in Ihrem Briefe aus.“

Dahnow strich sich verlegen den Bart; er war in der eigenen Schlinge gefangen.

„Die Frau Gräfin,“ fuhr der Geistliche fort, ohne ihm Zeit zu seiner Verlegenheit zu lassen, „ist gestern abend spät in C. angelangt. Sie schickte mich heute morgen in einem Frühzuge voraus, um Erfundigungen bei Ihnen einzuziehen . . . weshalb ich mich noch wegen meiner so unziemlich frühen Störung entschuldigen muß. Die Gräfin wünscht aber vor Mittag die Antwort zu haben, und ich werde ihr doch einige vorläufige Beruhigung bringen können. Sie denkt heute nachmittag weiter zu reisen und hofft, ihren Sohn auf dem Bahnhofe zu treffen.“

„Rechnen Sie nicht zu sicher darauf, obgleich ich es ihm möglichst ans Herz legte,“ sagte Dahnow. „Er ist in einer Stimmung, in der er zu allem fähig ist. Sie haben mir übrigens eben eine Inkonsistenz so schlagend nachgewiesen, daß ich Sie wohl mit einer etwas konsequenten Schlußfolgerung überraschen darf. Ein

Frühzug, der an einen Spätkug schließt, ergibt die geringste Frist zur Befriedigung unserer leiblichen Bedürfnisse. Ich bin überzeugt, Sie haben nur sehr hastig Frühstücke können; darf ich Ihnen einen Ersatz anbieten?"

Der Kaplan mußte diese Folgerung als richtig anerkennen und nahm den Vorschlag an. Die gereizte Stimmung des jungen Mannes schien ihm nicht ganz unerklärlich, trotzdem es "nicht sein Fach" war.

Dahnow aber, der sich eines kleinen Privatfellers erfreute und sich auf eine gewisse Frühstückswissenschaft etwas zugute tat, zauberte, nach einigen geheimen Winken an seinen Diener, bald ein Mahl herbei.

"Also auf unseren Feldzug contre l'amour!" sagte Baron Dahnow, ein Glas mit Sherry füllend und dem Kaplan hinreichend. "Wäre ich nicht ein so arger Teufel, ich könnte Sie um Ihren Stand beneiden, der Ihnen solche Ruhe in diesen Dingen in Ihrem Alter schon gibt."

"Aber ich möchte nicht auf den Feldzug trinken," gab der Kaplan zurück. "Weiß Gott, wären nicht so ernste Hindernisse, ich möchte am wenigsten solches Glück gestört wissen. Ich bin Ihrer Ansicht, daß es stets furchtbar ist, in anderer Leute Geschick einzugreifen. Auf dem Lebenswege dieser jungen Dame, der ohnehin so schwierig ist, wird dies ein Stein mehr sein. Möge Gottes Wille ihn lenken! Wer weiß, wozu er ihr diesen Schmerz sendet!"

"Sie sind sehr fromm, Herr Kaplan," meinte Baron Dahnow. "Bah! Weiber vergessen leicht, und schöne besonders finden bald einen Tröster. Wir beide haben das Schlimmste von der Sache: nichts als Mühe und Unruhe."

*

Am Nachmittage befand sich Dahnow zur bestimmten Stunde auf dem Bahnhof. Als der Zug schon heranbrauste, kam auch Degenthal im Reiseanzug, doch nur eine leichte Reisetasche mit sich führend.

"Ich werde meine Mutter begleiten, komme aber übermorgen zurück. Läßt mich dann auch dich hier finden," sagte er zu Dahnow. Es war schon Zeit zum Einsteigen. Eben erfolgte noch eine kurze Vorstellung Dahnows an die Gräfin, welche ihm besonders wohlwollend zunichte; dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

"Sedenfalls bis übermorgen!" rief Kurt dem Freunde noch einmal aus dem Abteil zu, als

wollte er auf diese Weise auch seiner Mutter gleich seine Absicht kund tun — dann fuhr der Zug weiter.

"Ein bestimmtes Gesicht, die Mama! Mit der ist nicht gut Kirschen essen," dachte Dahnow bei seiner Heimkehr zur Stadt. "Am besten würde es sein, wenn die Cousine schön wie ein Cherub wäre; ein Schwärmer ist zu allem fähig, obgleich der Junge mehr Willen hat, als ich dachte. Arme Nora dann! Aber der Kaplan hat recht; es wäre hart, wenn jeder Jugendindruck unauslöschlich wäre." Und Baron Dahnow seufzte schwer.

"In die Hand der Mama hab' ich ihn wieder geliefert . . . mehr tu ich nicht," setzte er, wie gewöhnlich auch diesmal hinzu.

8. Kapitel.

Kein Recht soll eine Bogenschüre werden.
Schäfere.

In ihre Hand geliefert — damit hatte Dahnow sehr richtig die Summe der Wünsche der Gräfin gekennzeichnet. Wie alle Frauen, die einmal die Leitung einer Sache hatten, sah sie die Ursache des Unglücks einzig darin, sie eine Weile aus den Händen gelassen zu haben. Ihr Sohn hatte auf den Rat des Kaplans, der eine größere Selbstständigkeit für ihn wünschte, die rheinische Universität besucht. Sie war nicht dafür gewesen, hatte es aber geschehen lassen; jetzt bot es ihr eine Art Trost in allem Kummer, daß derselbe aus einer ihr entgegenstehenden Meinung entstanden war. Es war ein schwerer Schlag, der sie getroffen hatte. Eine Natur, ganz auf Grundsätze gebaut, entnahm sie jede Handlung denselben; ein ernstes Pflichtgefühl war stets die Richtschnur ihres Lebens gewesen. Bei aktiven Naturen, besonders bei weiblichen Charakteren, liegt aber eine gefährliche Klippe darin, was alles sie in den Bereich ihrer Pflichten ziehen, und wie weit sie dieselben über andere ausdehnen. Von da bis zur Herrschaft ist nur ein Schritt, wenn das Herz nicht mildernd dazwischen tritt.

Früh verwitwet, hatte die Gräfin sich mit seltener Energie und wirklicher Aufopferung sowohl der Führung ihrer Geschäfte wie der Erziehung ihrer Söhne gewidmet. Was sie an Bärtslichkeit besaß, gehörte ihrem ältesten Sohne, in dessen weicherem Gemütsleben sie eine Art Ergänzung fand. Sie hatte ihn dadurch sich ganz zu eigen gemacht, nicht denkend, was Müt-

ter bei Söhnen oft vergessen, daß eben dies hin-gebende Gefühl, worin ihre Macht liegt, einst ebenso ausschließlich in die Hände einer ande-rem übergehen wird, für die dann das stärkere Gefühl spricht.

Sie hatte den Sohn ihren Grundsätzen gemäß gebildet: es waren kräftige, große An-schauungen, die aber in seinem Gemüte etwas Idealeres annahmen, sich nicht so an den trof-fenen Buchstaben banden. Daz aber beim ersten Schritt in die Welt seine Grundsätze, nach ihrer Ansicht, scheitern konnten, das ließ ihn in ihren Augen tief sinken. Mit mütterlicher Eitelkeit wollte sie den Grund dazu nicht in ihm, son-dern in außergewöhnlichen äußerem Einwirkun-gen finden. Deshalb schob sie alles Unheil auf das ungebundene Studentenleben und auf „un-würdige Intrigen“. Wenn sie ihn erst wieder in ihren Händen wußte, hielt sie ihn für ge-rettet.

So sah sie es schon für einen halben Sieg an, daß er ihr jetzt gegenüber saß. Dahnow hatte sich geirrt; sie hatte noch im Augenblick der Abfahrt den Brief des Sohnes erhalten, dessen Bitte sie natürlich als die Krise seiner Verblendung ansah, die weiter gar nicht zu beachten sei. Immer in jeder Sache gleich tätig einzugreifen, war aber einer ihrer Grundsätze. So hatte sie sich sofort entschlossen, auf den Gedanken Dah-nows einzugehen, den Sohn heimzu-rufen, und daheim zu halten. Die Abholung ihrer Nichte aus dem Pen-sionat sollte der äußere Vorwand zur Reise sein. Im stillen hoffte sie auch durch die Anwesenheit eines jungen Mädchens die Heimat ihm wieder zu beleben, und später konnte sich daraus die Veranlassung ergeben, eine Saison mit den jungen Leuten in der Stadt zu verleben, um dem Sohne Berstreu-ung zu bieten. Sie besaß einen jener Köpfe, die gleich alles bis zum Ende durchdenken und planen.

Aber sie war auch eine kluge Frau darin, daß sie zu schweigen verstand. Kein Wort, was auf die Angelegenheit nur gedeutet hätte, kam über der Grä-fin Lippen, während sie auf der lan-gen Fahrt ihrem Sohne gegenüber saß. Die Freude, daß er sie begleite,

hatte ihren Empfang wärmer gemacht, als es ihr sonst möglich gewesen wäre, und so blieb Kurt ahnungslos, ob sie wisse oder nicht.

Die Geschäftsvorhandlung, in welche sie ihn zu verwickeln suchte, und worin der Grund sei-ner möglichst raschen Heimkehr liegen sollte, trug sie ihm ausführlich vor; durch das Inter-esse daran wußte sie ihn aus seinem augenblick-lichen dumpfen Brüten etwas zu wecken. Die Antwort des Direktors, die der Kaplan ihr ge-bracht, sah sie eigentlich nur für einen anderen Schritt der Intrige an, hoffte aber doch Vor-teil daraus zu ziehen. Für jetzt den Sohn mög-lichst wenig aus den Augen zu lassen, war ihr einziges Bestreben; sie hatte das dunkle Gefühl, als könne er jeden Augenblick ihr entfliehen. Am folgenden Morgen war daher ihre erste Bitte, daß er sie in das Pensionat begleiten möge, wo sie die kleine Lilly von dem Heimweh erlösen wolle, das sie dort nicht verließ.

Kurt empfand wenig Lust dazu; doch streiten wir am wenigsten gegen kleine Unannehmlich-keiten, wenn ein großer Kummer uns bedrückt.



Giovanni Giacometti: Scherenschleifer.

Er hatte nur dem Gedanken nachgehängen, wie Nora aufzufinden sei, nachdem die ersten raschen Versuche gescheitert waren, und wie er ihr und dem Vater beweisen könne, daß kein Hindernis ihm unüberwindlich scheine, wenn es gelste sein Glück zu erringen. Über den Plan, den er dabei innehalten wollte, war er noch nicht klar; der Gedanke, in seine Heimat zurückzukehren, war ihm selbst schon aufgedämmert, da ihm die Universitätsstadt doch für den Augenblick verleidet war, und er von jedem Ort aus seine Nachforschungen fortsetzen konnte. Der Aufenthalt des Vaters wenigstens konnte ihm nicht lange verborgen bleiben.

So begleitete er, um unnützen Widerspruch zu vermeiden, seine Mutter bis an die Klosterpforte. Er wollte sie dort verlassen, die Abgeschlossenheit des Ordens vorschützend. Die Gräfin aber nötigte ihn zum Eintritte; die Oberin sei eine Jugendfreundin und Verwandte; sie freue sich, ihr den Sohn vorstellen zu können. Gleichgültig gab Kurt auch diesmal nach. Über den alttümlichen kleinen Hof traten sie in das Gebäude ein. Die Pförtnerin empfing sie, führte sie in das Sprechzimmer und ging, wie sie sagte, die Frau Oberin zu rufen. Die Gräfin ließ sich auf dem kleinen härenen Sofa nieder. Kurt starrte gedankenlos die wenigen Bilder an, die das fahle Gemach zierten. Mutter und Sohn hatten beide zuviel auf dem Herzen, um ein leichtes Gespräch zu führen.

Die Schwester kam nach wenigen Augenblicken zurück, zu melden, daß die Frau Oberin gleich erscheinen werde. Sie hatte eben das Zimmer wieder verlassen, als an der Tür jemand sie anzuhalten schien und eine leise Stimme nach der Oberin fragte.

„Nein, gehen Sie nicht hinauf, Fräulein,“ sagte die Nonne; „die Frau Oberin wird so gleich hierherkommen. Sie würden sie oben verfehlen. Treten Sie gefälligst einen Augenblick hier in das Sprechzimmer.“

„Ich habe ihr nur ein Wort zu sagen,“ antwortete die Sprecherin, und das leise Rauschen ihres Kleides ward hörbar. „Aber da sind schon Fremde,“ setzte sie hinzu, einen Blick in das Zimmer werfend und auf der Schwelle stehen bleibend.

Graf Kurt hatte bei dem ersten Klange der Stimme gestutzt, und wandte sich jetzt hastig um. Einen Augenblick starrten sich zwei Augenpaare wie gebannt an.

„Nora, Nora!“ schrie er, aufs höchste überrascht, auf und war schon an ihrer Seite. „Du darfst nicht hier sein! Du hast kein Recht, hier zu sein! Sie sollen dich hier nicht lebendig begraben!“ rief er außer sich. „Alle Gerichte der Welt werde ich dagegen aufrufen, gegen solche Vergewaltigung. Du bist mein! Du hast es mir selbst gesagt.“

Die Gräfin schaute bei den lauten Worten sprachlos vor Entsetzen auf. Sie sah eine schöne junge Dame in der Tür stehen, deren Hände ihr Sohn in leidenschaftlicher Weise gefaßt hielt. Sie sah, wie die junge Dame eine abwehrende Bewegung machte und versuchte, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Die Kräfte schienen sie aber dabei zu verlassen; denn plötzlich schwankte sie und lehnte bleich an dem Türpfosten.

Kurt umfing sie im selben Augenblicke. „Gehen Sie und rufen Sie die Oberin,“ herrschte er die erschrocken dastehende kleine Nonne an. „Gehen Sie augenblicklich und bringen Sie einige Wiederbelebungsmittel mit... Sie sehen ja, daß sie ohnmächtig wird. Die junge Dame ist meine Braut; ich habe ein Recht, für sie zu sorgen.“

Dabei hob er Nora mit kräftigem Arm auf und trug sie auf das Sofa, von dem seine Mutter unwillkürlich zurückwich.

Die Nonne verschwand; so etwas war in den stillen Klosterräumen wohl nie vorgekommen. Aber mit echt weiblicher Regung fühlte sie das größte Mitleid mit dem unglücklichen Brautpaare.

Kurt kniete indes vor Noras Lager nieder. Er rief ihren Namen mit den zärtlichsten Ausdrücken, er bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küßn und beschwore sie, ihm zu sagen, warum sie ihn verlassen habe. Ihre Augen öffneten sich bald wieder; es war nur eine durch den Schrecken veranlaßte leichte Schwäche gewesen.

„Kurt,“ sagte sie leise, und aus ihrem Blicke sprach all die Liebe, die sie empfand. Plötzlich aber richtete sie sich erschrocken hoch auf, angstvoll ihn zurückziehend. Sie hatte die Gräfin bemerkt, den strengen, fast verzweifelten Blick gesehen, den sie auf den Sohn richtete.

Auch Kurt wandte sich um. „Mutter,“ sagte er, „dies ist Nora. Sie sollte mir entrissen werden: du selbst führst mich ihr wieder zu. Es wäre dir vielleicht schwer geworden, sie dir zu denken, wie sie ist; nun fügt Gott es, daß

du sie hier findest, daß du selbst sehen kannst, wie sehr sie deiner würdig ist. Ein Brief von mir war schon auf dem Wege, der dir alles sagen sollte; jetzt können wir dich hier um deinen Segen bitten."

„Ich habe deinen Brief erhalten," sagte die Gräfin kalt; „doch es gibt Torheiten, die keiner Antwort wert sind."

„Mutter," rief Kurt heftig, „dann weißt du auch, daß ich diese Torheit für meines Lebens einziges Glück halte und alles dafür hingeben werde."

„Ich denke, es wäre genug der Szene," sagte die Gräfin kühl. „Ich liebe nicht, Familienangelegenheiten vor Fremden zu verhandeln."

Damit wandte sie sich um, denn die Oberin war eben eingetreten und sah mit erstaunten Blicken auf die erregte Gruppe. Nora aber sah sie kaum, als sie auff sprang und sich ihr weinend um den Hals warf.

„Was ist dir, mein Kind?" fragte die Oberin mild.

Kurt nahm in großer Erregung das Wort. „Frau Oberin, diese junge Dame wird hier widerrechtlich festgehalten! Selbst wenn sie freiwillig hierhergekommen, dürfen Sie ihren Worten keinen Glauben schenken, dürfen ihr Gelübde nicht annehmen. Sie ist dazu überredet, geängstigt, gezwungen worden! Sie gehört nicht Ihrem Beruf an: sie hat mir selbst gesagt, daß ihr Herz mir gehöre, hat mir ihr Wort gegeben. Nora, du kannst, du darfst das nicht leugnen!"

„Wer spricht denn hier von Festhalten, von Gelübde und Beruf?" entgegnete ruhig die Oberin. „Diese junge Dame ist mit ihrem Vater hierhergekommen, weil sie hier zehn Jahre lang erzogen wurde; sie wollte nur einige Tage bleiben und dachte morgen wieder abzureisen."

„Nein, Nora, du wirst nicht reisen! Du wirst nicht abermals mir untreu werden! Kann deine Liebe so wenig ertragen? Ist sie zu schwach für etwas Geduld?" rief der Mann fassungslos.

„Herr Graf," sagte die Nonne ernst, „so lange die junge Dame hier unter meinem Schutze weist, kann ich nicht dulden, daß Sie diese Sprache zu ihr führen. Ich weiß nicht, welches Recht Sie dazu haben, kann die Gründe nicht beurteilen, die Ihre Trennung veranlaßten, noch was Ihre Einigung hindert. Das haben Sie mit dem Vater der jungen Dame

und mit Ihrer Familie abzumachen," setzte sie bedeutungsvoll hinzu, indem sie den Blick auf die Gräfin wandte, die mit schmerzlich verzogenen Zügen dastand.

„Liebe Nora," fuhr sie fort, „Sie werden besser tun, sich hinauf zu begeben, wenn Sie stark genug sind."

Nora richtete sich gehorsam auf: zaudernd stand sie noch einen Augenblick still, dann wandte sie sich plötzlich zur Mutter Kurts. „Frau Gräfin", sagte sie, und ihre Stimme hatte etwas ungemein Rührendes in ihrem Ausdruck, „o, ich hatte nicht gedacht, daß das Wiedersehen so herb sein würde! Sie waren so unsäglich gut für meine sterbende Mutter... seien Sie nicht hart gegen die Tochter, die Ihnen ihr ganzes Leben danken wird. Es ist entsetzlich, die Ursache solchen Kummers zu sein."

Die Gräfin war zu erbittert und erregt, um nur ein Wort zu verstehen von dem, was Nora sagte.

„Sie haben ihn so fest in Ihre Netze gefangen," sagte sie abweisend, „daß wenig darauf ankommen wird, wie seine Mutter dabei fühlt."

Nora richtete sich hoch auf. „Er hat mich aufgesucht, und ohne meinen Willen haben wir uns heute hier wiedergesehen. Er ist ganz frei!" sagte sie mit kalter Ruhe, und es lag etwas in dem Tone, was die Gräfin unwillkürlich aufsehen machte. Die schlanke Gestalt, wie sie ernst und stolz sich abwandte, imponierte ihr; das war der einzige Augenblick, wo sie die Verblendung ihres Sohnes begriff.

„Mutter!" rief dieser außer sich, „versündige dich nicht an unserem Glück! Ich werde dich bitten können, aber ich werde auch zu handeln wissen... Nora, sag' mir nur noch ein Wort!" und er wollte ihr nachstürzen.

Die Oberin vertrat ihm den Weg. „Sprechen Sie mit dem Vater der jungen Dame oder suchen Sie sie bei ihm auf. Hier darf ich Ihnen kein Wort mehr erlauben," sagte sie fest. „So viel ich weiß, wohnt Herr Karsten im Hotel Bellour."

Kurt sah in das milde Gesicht der Nonne; es war ihm plötzlich, als wenn er eine Bundesgenossin an ihr habe. „O," bat er, „wenn Sie die mütterliche Freundin sind, von der mir Nora so viel erzählt hat, dann sagen Sie meiner Mutter, daß sie ihrer als Tochter würdig ist."

„Sie besitzt alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie zu einer solchen Stellung befähigen,“ sagte die Oberin. „Aber, lieber Herr Graf, es gibt Verhältnisse, mit denen der Mensch sich nicht in Kampf einlassen soll, da er dies früher oder später fast immer bereut. Es wäre besser gewesen, Sie hätten sich nicht wiedergefunden.“

„Aber es ist wie eine Fügung Gottes... zum drittenmal führt er uns so wundersam zusammen!“

„Was uns angenehm ist, nennen wir gern Fügung, und doch ist es oft nur Prüfung,“ gab die Nonne mild zurück.

„Ich kann nicht länger hier weilen! Ich will einen Wagen haben, um zurückzufahren,“ sagte die Gräfin heftig.

Die Oberin wollte schellen; Kurt aber erbot sich, selbst einen Wagen zu holen.

Die Gräfin sank wie geknickt auf dem Sofa zusammen, sobald er das Zimmer verlassen.

„Klothilde,“ sagte die Oberin, sie vertraulich wie in ihren Mädchenjahren anredend, „Klothilde, ich fühle und verstehe deinen Schmerz, deine bittere Enttäuschung. Aber nimm den Trost wenigstens: von keiner Unwürdigen hat dein Sohn sich fesseln lassen. Seit ihrer Kindheit habe ich sie ja erzogen, und weiß Gott, wäre ihre äußere Stellung eine andere, er hätte keine bessere Wahl treffen können.“

Die Gräfin machte eine ungeduldige, abwehrende Bewegung.

„Ich weiß, wie sehr es gegen deine, gegen meine Grundsätze verstößt; ein fremdes Element in einen Stand zu drängen, tut selten gut. Aber kannst du dir keinen Ausnahmefall denken? Bei zwei Charakteren wie Mora und deinem Sohn glaube ich nicht an eine flüchtige Leidenschaft. Es ist eine tiefe, reine Neigung, wie sie in jungen unverdorbenen Herzen entspringt. Die eigentümlichen Verhältnisse gerade haben sie erstarken lassen; denn auch er

hat lange gekämpft, bis die Liebe siegte über die Kluft, die er kaum minder empfand als du. Soviel entnahm ich ihren Erzählungen, denn sie hat mir ihre kleine Geschichte anvertraut. Ohne den wichtigsten Grund aber eine wirkliche Neigung zu trennen, ist bedenklich... du weißt, junge Herzen fehren sich nicht viel an alte Grundsätze.“

„Ich ändere meine Grundsätze nie,“ sagte die Gräfin herb, „am wenigsten aber einer verliebten Torheit oder gemeinen Intrige wegen. Es ist meine Pflicht, so zu handeln.“

„Die Pflichten, die wir uns selbst auflegen, dünnen uns immer die wichtigsten. Das Glück anderer aber lässt sich nicht nach eigenen Wünschen bauen. Klothilde, sei nicht hart, du kannst einen Sohn verlieren, anstatt eine Tochter zu gewinnen.“

„Sprich nicht mehr davon,“ sagte die Gräfin ungeduldig. „Ich lasse mich nie beeinflussen. Ich wünsche übrigens nicht, daß Lilly von der Sache erfährt. Sie ist noch zu jung dazu. Heute nachmittag werde ich meinen Kaplan senden, um sie abzuholen. Ich fühle mich zu angegriffen dazu; verschweige ihr für jetzt meinen Besuch.“

Die Oberin versprach es. Kurt trat wieder ein. Die Mutter nahm seinen Arm nicht an, um zu dem Wagen zu gehen; doch stieg er mit ihr hinein. Stumm saßen Mutter und Sohn einander gegenüber. Vielleicht hoffte Kurt auf ein mildereres Wort; aber schweigend langten sie in dem Hotel an. Kurt half seiner Mutter aussteigen, doch begleitete er sie nicht in das Haus. Er rief dem Kutscher nur eine Adresse zu, sprang wieder in den Wagen und fuhr von dannen.

„Wohin fuhr der Graf?“ fragte die Gräfin den Kellner, der diensteifrig neben ihr stand.

„In das Hotel Belloux,“ lautete die Antwort.

Die Gräfin seufzte tief auf; die Adresse hatte sie verstanden. (Fortsetzung folgt.)

Über Nacht.

Leise, Schwestern, gleitet leise,
Schwebt zur Erde kühl und dicht;
Deckt das Land in weitem Kreise —
Leise, stört die Schläfer nicht!
Trauernd ragt der Wald, der kahle —
Hüllt ihn mit weichem Flaum;
Mancher seit dem letzten Male
Schlummert still in schmalem Raum.

Seht, im Osten will es grauen,
Quillt und dämmert bleich heran;
Schwestern, decket Pfad und Auen,
Wald und Stadt — schon ist's getan.
Giebel, Gassen, Treppenstufen:
Weiße, frische Herrlichkeit!
Frohe Kinderstimmen rufen
Jubelvoll: „Es schneit — es schneit!“
E. Planck.